Nr. 188. 36. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 25. September 1907

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Das Tabakmonopol.

Es gibt Würmer, die nicht sterben können. Das Tabakmonopol gehört dazu. Es war eins der Ideale des Fürsten Bismarck, wenn auch eins von den minder sympathischen. Schon im Jahre 1878 trug sich Fürst Bismarck mit dem Gedanken, ein Tabakmonopol im Reiche einzuführen. Ja, in seinen „Gedanken und Erinnerungen" stellt es Fürst Bismarck so dar, als habe das Tabakmonopolprojekt seinen Bruch mit der nationalliberalen Partei besiegelt. Er erzählt, daß der Abgeordnete v. Bennigsen ihn gefragt habe, ob es wahr sei, daß er das Tabakmonopol einzuführen strebe; als Bismarck diese Frage bejahte, habe Bennigsen erklärt, daß er dann die Mitwirkung als Minister ablehnen müsse. So einfach, wie es hiernach erscheinen könnte, war nun die Trennung Bismarcks von den Nationalliberalen nicht; es handelte sich dabei um einen höchst komplizierten Vorgang, in den höfische und persönliche Einflüsse der verschiedensten Art hineinspielten. Aber daß das Tabakmonopol bei der reinlichen Scheidung Bismarcks von den Nationalliberalen mitgewirkt hat, ist sicher.

Fürst Bismarck war nicht der Mann, ein Projekt leichtherzig fallen zu lassen, weil es bei seinen bisherigen politischen Freunden auf Widerstand stieß. In das Tabakmonopol verbiß er sich geradezu. Er wußte dabei in seiner Art die Oeffentlichkeit sehr geschickt zu bearbeiten. Die Straßburger Tabakmanufaktur mußte die praktische Vorarbeit leisten, Professor Wagner, der auch heute noch am liebsten auf die Regierungsseite fällt, die theoretische. Nur leider, die Straßburger Manufakturzigarren schmeckten nicht, und die Wagnerschen Reden überzeugten nicht. Man war im Reiche damals viel weniger als heute von den Schattenseiten der Doktrin des St. Manchester überzeugt und hatte auch allen Grund, unter dem Drucke des Sozialistengesetzes eine weitere Ausdehnung der Staatsgewalt rundweg abzulehnen. Fürst Bismarck ließ ohnehin die Beamten bis zum letzten Weichenwärter ganz anders Order parieren, als es seine Epigonen riskieren dürfen.

Dabei muß zugegeben werden, daß es dem ersten Kanzler nicht bloß um die Füllung der Reichskasse in möglichst bequemer Weise zu tun war. Zuckerbrot und Peitsche spielten in den Kalkülen Bismarcks eine große Rolle. Das Sozialistengesetz war die Peitsche, das Tabakmonopol sollte das Zuckerbrot für die „Entrechteten" sein. Bismarck dachte nicht an eine Versicherung der Arbeiter gegen Krankheit, Unfall, Alter und Invalidität, sondern er wollte ihnen mit dem Tabakmonopol ein Geschenk machen. Er glaubte, daß die 130 Millionen, die es bringen sollte, zunächst einmal ausreichen würden. Wie teuer das Zuckerbrot im Laufe der Zeit werden würde, daran dachte er wohl kaum. Gegen die Klebearbeit, wie sie sich fast epidemisch entwickelte, hatte er immer einen natürlichen Horror.

Das Tabakmonopol, so geschickt es in die Massen gewoben war, fiel zuletzt mit Pauken und Trompeten durch. Wer die Verhandlungen des Reichstages vom 12. bis 15. Juni 1882 bewußt miterlebt hat, dem werden sie unvergeßlich sein. Das Dreigestirn Bismarck — Bennigsen — Richter, hinter denen Windthorst als Drahtzieher gelegentlich auftauchte, kämpfte hartnäckig um den Erfolg. Zuletzt mußte sich Bismarck als geschlagen bekennen. Mit 276 gegen 43 Stimmen wurde seine Vorlage abgelehnt. Das Tabakmonopol war für ein Menschenalter begraben.

Die Spuren schrecken. Mochte immer das Tabakmonopol als fernes Ideal am Zukunftshimmel schweben, so fiel es doch weder dem Fürsten Bismarck noch seinen Nachfolgern ein, es wieder verwirklichen zu wollen. Aber was man auf direktem Wege nicht erreichen kann, dem vermag man sich vielleicht auf indirektem Wege zu nähern. Die Banderolensteuer auf Zigaretten, dem jetzt die Banderolensteuer auf Zigarren folgen soll, stellt den denkbar bequemsten indirekten Weg zum Tabakmonopol dar.

Die Banderolensteuer sichert zunächst dem Reich eine beträchtliche Einnahme, wie der Versuch bei den Zigaretten erwiesen hat. Man weiß, wieviel Zigaretten eingeführt und produziert werden, man weiß auch, wieviel der Kleinhandel am Einzelverkauf der Zigaretten verdient. Das ist schon ein bedeutsamer Schritt zum Monopol. Aber die Zigarette mag beim Publikum noch so beliebt sein, sie mag auch ihren Kundenkreis beständig erweitern; trotzdem behauptet die Zigarre noch ihren Vorrang. Will man den Detailhandel ausschalten, so muß man die Zigarre in das gleiche Prokrustes-Bett spannen, in dem seit dem vorigen Jahre die Zigarette liegt.

Die Banderolensteuer auf Zigarren ist deshalb das Ziel, auf das man im Reichsschatzamt hinsteuert. Wir haben schon gestern auseinandergesetzt, wie man sich die Sache denkt. Die Steuer auf importierte Zigarren, die im Jahre 1878 unter dem lebhaften Widerspruch der liberalen Parteien auf 85 Mark festgesetzt wurde, und die heute 270 Mark beträgt, wird noch weiter in die Höhe geschraubt, vielleicht auf 400 Mark. Die im Inlande hergestellten Zigarren werden genau in ihrer Entstehung kontrolliert und zum Schluß mit Banderolen versehen, die von 3 Mark für das Tausend bis zu 24 Mark für das Tausend steigen. Gleichzeitig wird durch die Banderole der Einzelverkaufspreis festgesetzt.

Die Schwierigkeit liegt bei der Heimarbeit, die sich der Kontrolle entzieht. Sie muß deshalb verboten werden. Zu diesem Zwecke führt man hygienische Gründe ins Feld. Sie sind vielleicht begründet, aber sie bringen uns nicht über die sehr bedeutsame Frage hinweg, wie denn nun eigentlich die Heimarbeiter, die bisher durch die Herstellung von Zigarren ihr Dasein fristeten, in Zukunft ihren Unterhalt erwerben sollen. Daß sie alle in die Fabrik gehen, ist ausgeschlossen. Der Staat wird sie also entschädigen müssen, was immerhin ein hübsches Stück Geld kosten wird.

Ebenso liegt es auf der Hand, daß man die Zigarrenhändler schadlos halten müßte, wenn wirklich die Banderole die Ueberleitung zum Monopol bedeuten sollte. Aber auch ohne Monopol hat die Banderole eine sehr einschneidende Wirkung auf das Tabakgeschäft. Während es sonst dem Kleinhandel freisteht, seine Preise gemäß dem Angebot und der Nachfrage zu bemessen, wäre er in Zukunft auch bei der Zigarre genötigt, sich die Preise von den Fabrikern diktieren zu lassen. Ein Trust der Zigarrenfabriken wäre dann nur eine Frage kurzer Zeit; und das Monopol würde schließlich als Erlösung wirken.

Man mag zugeben, daß auch Monopole ihre guten Seiten haben. Aber wie sich die Zigarrenfabrikation im Deutschen Reiche entwickelt hat, wäre das Tabakmonopol eine Ungeheuerlichkeit. Deshalb ist auch die Banderolensteuer auf Zigarren als die Vorstufe zum Tabakmonopol unannehmbar. Gleichzeitig Monopol und direkte Einkommensteuer, das geht nicht. Wir haben in den Einzelstaaten die Einkommensteuer und können sie nicht wieder beseitigen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, daß wir auch im Reich zur Einkommensteuer durchdringen müssen. Mit ihr aber ist ein Reichsmonopol auf Tabak nicht verträglich. Deshalb muß auch der Versuch, durch die Banderolensteuer auf Zigarren diesem Monopol den Weg zu bereiten, rundweg abgelehnt werden. Ist es wirklich nicht anders möglich, die Reichsfinanzen ins Gleichgewicht zu bringen; nun wohl, dann entschließe man sich zur Einführung der Reichseinkommensteuer; für das Tabakmonopol ist in unserem Steuersystem kein Platz.

Die Krankheit des Grossherzogs von Baden.

Die Nachrichten aus Mainau widersprechen sich heute: während die einen ein anscheinendes Fortschreiten der Besserung konstatieren, scheint man von der anderen Seite auf eine neue Wendung zum Schlimmeren vorbereiten zu wollen. Wir verzeichnen die folgenden Depeschen:

△ **Mainau**, 25. September. (Privat-Telegramm.)

Das Befinden des Großherzogs ist unverändert. Gestern nachmittag verbrachte der Kranke kurze Zeit im Lehnstuhl. Am Abend hielt in Anwesenheit des gesamten Hofes Präsident Helbing eine Andacht ab, bei der auf Verlangen der Großherzogin auch die Orgel gespielt wurde. Die Nacht verlief ruhig.

Mainau, 25. September. (W. T. B.)

Das heute Vormittag 10 Uhr ausgegebene Bulletin lautet:

Im Laufe des gestrigen Tages und auch heute früh ist bei dem Großherzog die Temperatur unter der Fiebergrenze geblieben. Die Herztätigkeit zeigt aber die gleiche Erregung und Schwäche wie in den letzten Tagen. Das Bewußtsein ist wieder ganz klar. Die heutige Nacht war sehr unruhig, durch Herzklopfen und Atemnot unterbrochen. Erst gegen morgen traten mehr Ruhe und einige Stunden Schlaf ein.

Gezeichnet Dr. Fleiner, Dr. Dreßler.

Gestern ist auch die Prinzessin Max von Baden aus Gmünden in Mainau eingetroffen, ebenso aus Karlsruhe Minister v. Marschall und Hofprediger Fischer.

Die nordische interparlamentarische Konferenz und die Neutralitätsfrage.

Von

E. Wavrinsky, Mitglied des schwedischen Reichstags.

Kopenhagen, 23. September.

In Kopenhagen treten morgen je zehn Delegierte der „interparlamentarischen Gruppen" der drei Skandinavischen Volksvertretungen zu einer Konferenz zusammen, die auf allgemeines Interesse Anspruch hat. Sie verdient dieses Interesse nicht nur, weil sie die erste in ihrer Art ist, sondern hauptsächlich, weil bei der jetzigen europäischen internationalen Konstellation und unter dem frischen Eindrucke der Beschlüsse des soeben beendeten Haager Kongresses Fragen zu erörtern sein werden, die auf die Haltung der drei nordischen Staaten für den Fall eines europäischen Konfliktes von Belang sein müssen.

Bekanntlich wurde die allgemeine interparlamentarische Vereinigung in Paris im Jahre 1889 gegründet. Sie zählt ein paar Tausend Mitglieder, welche 23 verschiedenen Volksvertretungen angehören. Sie verfolgt den Zweck, diejenigen Mitglieder aller Nationalversammlungen zur gemeinsamen Arbeit zu vereinigen, welche Gruppen gebildet haben, um in ihren

An der Georgian Bay.

Von [Nachdruck verboten.]

Johannes Trojan.

Ein mir persönlich nahestehender junger Geschäftsmann hatte an der Georgian Bay zu tun, und ich begleitete ihn auf einer Fahrt dorthin. Es erscheint mir nicht wenig vorteilhaft, in fremdem Lande mit einem Kaufmann, der da Bescheid weiß, zu reisen. Man erfährt von ihm vielleicht mehr über Land und Leute, als man von einem Gelehrten, wenn man einen solchen als Reisebegleiter hätte, zu hören bekommen könnte. Außerdem hat man freie Fahrt, wenn der Kaufmann zu seiner Reise Pferd und Wagen benutzen muß, denn auf jeden Fall werden die Auslagen dafür zu den Geschäftsunkosten gerechnet. Ich bemerke noch, daß die Georgian Bay eine Bucht des Huron-Sees ist, eines der fünf großen nordamerikanischen Seen, deren Namen wir in der Schule auswendig gelernt haben.

Von Toronto fuhren wir mit der Bahn in etwa vier Stunden bis zur Station Stayner und ließen uns in einem mit Drehstühlen ausgestatteten Wagen nieder. Auf solchen Stühlen erst, die man, während man darauf sitzt, mit größter Leichtigkeit um ihre Achse drehen kann, hat man im Bahnwagen den vollen Genuß der schönen Aussicht. Für die Benutzung des Drehstuhlwagens ist ein kleiner Aufschlag zum Fahrpreise zu bezahlen.

In Stayner, wo wir zu Mittag aßen, hatte mein Begleiter schon telegraphisch von Toronto aus einen kleinen Wagen von der Art, die „Buggy" genannt wird, und ein tüchtiges Pferd gemietet. So konnten wir alsbald nach dem Essen die Weiterfahrt antreten. Wie das Pferd hieß, erfuhr ich nicht, doch habe ich selbst in Anerkennung seiner Verdienste ihm den Namen Forsa gegeben. Forsa ist zwar dasselbe wie horse oder Roß, es hieß aber so auch ein berühmter angelsächsischer König.

Zunächst sind wir zu Wagen dreißig Meilen gefahren bis Eugenia, das nicht mehr sehr weit vom Strande der Bay obliegt. Auf dem Wege hob sich allmählich der Kalksteinboden, der sonst ziemlich flach, nur in Wellenform sich hebend und senkend, einen großen Teil der Provinz Ontario einnimmt, zur Höhe eines kleinen Gebirges mit Felsformationen. Dabei bekamen wir manches Stück Wald zu sehen, das fast einem deutschen Walde gleich sah, und auch an der Straße stand manchmal noch ein schöner alter Baum.

Eugenia, das nach der früheren Kaiserin der Franzosen genannt worden ist, liegt am Beverriver und ist klein, aber nett. Es hat elektrisches Licht und Telephonverbindung mit Toronto. Das Hotel, in dem wir einkehrten, gehört einem gewissen Mundschaw, der deutscher Abstammung zu sein behauptet. Er ist früher leidenschaftlicher Weidmann gewesen, und der Raum, in dem sich die Bar befindet, ist mit verschiedenen Jagdtrophäen geschmückt. Diese zeigte er uns, dann aber langte er von einem Bord einen Deckelkrug, den er einmal von San Francisco mitgebracht hatte, herunter und bat mich, der ihm als Deutscher vorgestellt war — er selbst verstand auch nicht ein Wort Deutsch — um Erklärung der auf dem Kruge stehenden Inschrift. Diese lautete:

„Willst ruhig du ins Wirtshaus gehn,
Mußt du den Hausschlüssel bei dir han."

Das wurde Mundschaw genau übersetzt und erklärt, und er gewann dadurch einen Einblick in das deutsche Trinkerleben, der ihm Grauen verursacht haben wird. Sein Hotel steht nämlich im Zeichen der Temperenz, und in der Bar dort sind diese Akten von Getränken zu haben, nur keine alkoholischen. Nun, das ist nicht so schlimm, wie es zuerst erscheint. Es müßte ja wohl, denkt man im ersten Augenblick, sehr angenehm sein, dort ein kühles Glas Bier zu bekommen; hat man aber ein paarmal in Hotels, die sich die Lizenz zum Ausschank alkoholischer Getränke erworben haben, ein Glas Bier getrunken, so hört das Verlangen nach einem solchen Labetrunk vollständig auf. Und mit dem Whisky, der hauptsächlich an der Bar getrunken wird — häufig so lange, bis der Trinkende umfällt —, habe ich mich nicht befreunden können.

Als wir in dem Hotel anlangten, war es noch Zeit genug, um vor Sonnenuntergang den Eugenia-Fall zu besuchen. Das schon erwähnte Flüßchen fällt dort zunächst über eine siebzig Fuß hohe Felswand und springt alsdann in einzelnen Kaskaden in ein tiefes Waldtal hinab. Es ist keine große Strecke, auf der das Wasser im ganzen 415 Fuß abwärts zieht. Wir besichtigten den Wasserfall zuerst vom linken Ufer aus und erfreuten uns an dem entzückenden Bilde, das sich auf der Höhe unseren Augen darbot. Dort oben standen auch anmutige Frühlingsblumen, darunter das kanadische Gelbveilchen, das mit dem „Gelbveigelein" unseres Volksliedes nichts zu tun hat, sondern ein richtiges Veilchen ist. Von diesem sagt der hochgeschätzte amerikanische Dichter Bryant in einem Liedchen, das ich ins Deutsche zu übertragen versucht habe:

„Wenn Buchenknospen tun sich auf,
Blauvogels Ruf erschallt,
Dann blickt aus dürrem Laub herauf
Gelbveilchen hold im Wald."

Wir erklommen die rechte Talseite noch, genossen von oben des herrlichen Blickes ins Tal hinunter sowie weit hinein in die Landschaft und kehrten erst nach Eugenia zurück, als Sterne am Himmel aufglänzten und vom Hotel her uns Lichter zuwinkten. Wir sind übrigens noch zur rechten Zeit gekommen, um uns an den Wasserfall zu erfreuen, denn es waren schon Arbeiten im Gange, die den Zweck haben, den Beber oberhalb des Falles abzudämmen und in einen Kanal nach dem Städtchen Owen Sound zu leiten, wo die Wasserkraft zum Betriebe elektrischer Werke und industrieller Anlagen ausgenutzt werden soll. Dann wird nur wenig Wasser noch über die Felsen herunterrieseln, und das schöne Naturdenkmal wird das Schicksal erlitten haben, dem vielleicht auch der gewaltige Niagara im Laufe der Zeit verfallen muß.

Mundschaws Hotel erwies sich als eine saubere, hübsche Herberge. Wir fanden dort ein appetitliches Abendbrot und waren auch für die Nacht gut aufgehoben. Ebenso konnte Forsa mit dem, was er dort fand, zufrieden sein. Am anderen Morgen fand ich an einem Platz, wo man sonst nicht wertvolle literarische Werke zu entdecken erwartet, ein französisches Lesebuch für Kinder, das vor hundert Jahren in Paris erschienen ist. Das machte mich neugierig, ich forschte weiter nach und brachte heraus, daß Mundschaw einen ganzen Kasten voll alter Bücher besaß, die ihm einmal ein Freund, der nichts damit anzufangen wußte, geschenkt hatte. Ich sah in aller Eile durch, was in dem Kasten war, wählte sechs Bändchen einer alten Shakespeare-Ausgabe für mich aus, erwarb sie für eine Kleinigkeit und nahm sie als Andenken an Eugenia mit.

Wir brachen schon ziemlich früh auf und erreichten gegen Mittag Meaford, das an der Bay liegt. Der Weg führte meist durch Land, das von Farmern bebaut ist. Hin und wieder stand zur Seite ein Kirchlein oder ein Schulhäuschen, lag ein einsamer Friedhof. Wir sahen mitunter Schulkinder, die vollgestopfte Mappen trugend, mit bloßen Füßen und Beinchen des Weges zogen. „Good day, boys!" oder „Good day, girls!" hieß es dann, und immer wurde artig erwidert. Zweimal wurde von der Straße ein wenig abgelenkt, um durch ein Wässerchen zu fahren, aus dem das Pferd trinken konnte. An einer Stelle stand auf einem kleinen Felsvorsprung eine Tasse aus Blech, dazu bestimmt, Reisenden als Trinkbecher zu dienen. Mein Begleiter, der durstig war, verschmähte jedoch die Tasse und legte sich auf den Boden hin, um in Ermangelung eines Strohhalms durch den hohlen Stengel einer Butterblume, den er sich abschnitt, das Wasser aufzusaugen. Auf diese Weise, sagte ich